

Brief aus der Zelle

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **29 (1958)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Diskussion über den Bettag

Wir hatten in einer kleinen Gesellschaft darüber diskutiert, was den heutigen Schweizern der Eidgenössische Bettag bedeute. Das Ergebnis war nicht grossartig. Die Jüngeren unter uns erklärten offen, sie hätten zum Bettag eigentlich gar keine Beziehung. Ein Mädchen sagte: «Man kann doch nicht einfach auf Befehl beten. Das sollte man den Einzelnen überlassen, finde ich».

Der alte Herr, der das Gespräch begonnen hatte, forderte den anwesenden Journalisten auf, seine Meinung zu äussern. Dieser meinte, es wäre an der Zeit, den Eidgenössischen Bettag anders zu benennen. Dank- und Bettag, das ginge noch. Aber wer denn heutzutage mit dem Wort Busse noch etwas anfangen könne! So etwas sei überlebt, und es gehörte sich, ehrlich zu sein und es abzuschaffen.

Einige Gäste sprachen zur Verteidigung des Bettages warme Worte. Jemand erinnerte an die gefährlichen Zeiten während der Kriege, worauf ein junger Mann erwiderte, Schweden habe seines Wissens keinen Bettag und sei auch verschont geblieben. Man blieb also sehr am Rande der Dinge und es schien, als sei unser lieber alter Bettag tatsächlich eine Überholte, für aufgeklärte Menschen eher peinliche Angelegenheit geworden. Wieder einmal spürte man, wie schwer es ist, über Probleme zu diskutieren, die Gott und die Uebernatur zum Kernpunkt haben. Manche sagen, die Scheu der Gläubigen, von diesen tiefsten Gefühlen zu reden, sei gut. Ich meine, sie sei meistens Mangel an Ueberzeugung.

Der Bettag hatte mehr Ablehnung und Interesslosigkeit als Zustimmung erfahren, als wir uns trennten. Bedrückt suchte ich meine Kammer im Berggasthause auf. Auch ich hatte versagt, es war klar. Jetzt fielen mir viele Gedanken ein, die ich hätte sagen können. Es müsste doch möglich sein, der jungen Generation klar zu machen, dass wir ein christliches Volk sind und Gott zum obersten Landesherrn bestellt haben. Ihn einmal im Jahre als Volk in seiner Eigenschaft als Hüter der Heimat und Eid-Genossen im höchsten Sinne zu feiern, sollte für alle eine Pflicht sein, die sie freudig und ernst erfüllen. Vielleicht, so dachte ich, müsste man in Familie und Schule mehr über den Bettag erzählen.

Anderntags bin ich einer alten Frau begegnet. Sie putzte die Stiege eines jener hellen, sauberen Appenzellerhäuser, die wie Spielzeug mitten in den grünen Wiesen stehen. Während das Mütterlein den Rücken gerade streckte, plauderten wir ein wenig.

Sie werde nächstens neunzig Jahre alt, erzählte sie. Das Haus da sei nicht ihr eigenes, sie komme nur jeden Freitag zum Putzen hieher. Ja, es werde mit der Zeit schon beschwerlich, und das Liebste an diesem Putznachmittag sei ihr der Kaffee. Aber sie wolle nicht klagen; solange sie noch gehen könne und das Augenlicht habe, sei sie Gott dankbar für jeden Tag.

Nachdem die Frau den untersten Stiegentritt trocken gerieben hatte, setzten wir uns auf das Bänklein an die Sonne. Da tat ich die Frage, die tags zuvor auch gefallen war: Wie stehen Sie zum Eidgenössischen Bettag?

Das Fraueli sah mich gross an. In den alten, noch sehr hellen Augen stand die Gegenfrage: Wie kommt jemand dazu, so zu fragen?

Aber dann, als ich dem Blicke standhielt, nahm das runzlige Antlitz schier andächtige Züge an. Die verschafften Hände verschlangen sich ineinander.

«Der Bettag? Schaut, daheim hat man uns beten, werchen und danken gelehrt. Die Mutter selig sagte, wenn eins das könne, so gehe es nicht fehl. Sie selber und alle daheim haben so gelebt und wenn wir auch arm waren und blieben, so ist es uns doch allwegen wohl gewesen und wir sind zufrieden geblieben. In den Häusern, wo ich gedient habe, hat man nach andern Grundsätzen gelebt, aber ich habe nicht gemerkt, dass die Leute glücklicher waren als ich. Immer am Bettag denke ich, es sei eigentlich an diesem Tage nichts anderes zu tun, als was ich von Jugend auf immer tat: Beten zur Ehre Gottes, die Arbeit und Mühe des Lebens auf sich nehmen als Busse, und danken für das Brot, die Gesundheit und die Kraft, die Gott uns gibt. Es ist schon recht, so einen Tag zu haben, weil eben viele Menschen, und vor allem die hablichen, oft vergessen, woher das Gute kommt. Aber wenn ich sie am Bettag in die Kirche gehen sehe, denke ich, der Herrgott müsse mehr barmherzig als gerecht sein, sonst würde es uns nicht so gut gehen. Unsere Mutter ist eine einfache, unbelesene Frau gewesen, doch wir danken ihr heute noch dafür, dass sie uns gelehrt hat, aus dem Leben einen einzigen Dank-, Buss- und Bettag zu machen.»

Wie wünsche ich, die Worte der fröhlichen alten Frau in ihrem urchigen, singenden Dialekte wiedergeben zu können! Und wie schön wäre es gewesen, hätte am Abend zuvor diese Neunzigjährige mitten unter uns gesessen! Sie würde in einfachen Worten das gesagt haben, wonach wir suchten, und gewiss hätten die Jungen und die Ueberheblichen, die Ungläubigen und Interesselosen aufgehört, wenn jemand den Sinn des Bettages so klar formuliert und mit den eigenen Lebenserfahrungen belegt hätte.

Das sei nur eine alte Frau, meinen Sie? Ja, eine alte, gescheite Frau, und wo sie gelebt und Kinder erzogen hat, muss von ihrem Geiste weiterleben. Sie und viele andere unbekannte Männer und Frauen im Lande herum sind die Garantie dafür, dass die grosse Idee des Eidgenössischen Bettages nicht verloren geht, auch wenn ein Teil des dankschuldigen Schweizervolkes abseits steht und nicht mehr weiss, was Busse ist.

M. D.-R.

Brief aus der Zelle

Schnee ist gefallen, ich sah, in der Küche am Herd stehend, die Flocken vor den hohen Fenstern wirbeln. Ich erschrak so, dass mir die braune Schüssel aus den Händen fiel. Und er hat nicht geschrieben, dachte ich und das Herz tat mir sehr weh. Die Schüssel müsse ich natürlich bezahlen, sagte die Köchin. Es ist eine neue eingetreten, die uns noch kaum kennt. Sie ist sehr streng. Die Tränen schossen mir in die Augen. Die Köchin sagte, das sei doch nicht so schlimm. In einem Monat hätte ich die Sache in Ordnung. Wie konnte sie wissen, was mich bedrückte! Du hast kein Zeichen gegeben! Das war für mich wie ein Urteil — schwerer fast als das vor zwei Jahren. Dieses nimmt mir jede, aber auch jede Hoffnung. Mir war, die weissen Flocken fallen in ein offenes Grab, das mich erwartet. Ich brauchte mich nur noch hineinzulegen. Das Leben war

nun zu Ende, weil ich keine Hoffnung mehr haben konnte, zu Dir und den Kindern heimzukommen.

Während ich, in meiner schweren Sackschürze am Boden kauern, die Scherben zusammenwischte, sagte eine Stimme: Es schneit aber recht früh in diesem Jahr.

Ja?, rief ich und merkte erst, dass niemand mit mir sprach. Lydia, die junge Prostituierte, die einem Liebhaber die Briefftasche weggenommen hatte, lachte laut auf und zischte: Schaut die Brave an — sie fällt aus der Rolle! (Das ist, weil ich mir Mühe gebe, die Vorschriften einzuhalten — darum habe ich diesen Namen bekommen. In diesem Hause bedeutet er nachgerade einen Schimpf). Die neue Köchin wurde nervös. Wir sollten schweigen und die Arbeit machen, sagte sie. Wenn es schon Scherben gebe, brauchten wir nicht noch vor ihren Augen frech zu werden. Nummer 276 solle Salat schneiden. Das war Lydia, und Salat schneiden bedeutet, in der Einzelzelle neben der Küche allein arbeiten, und es ist eine Strafe. Lydia warf die grosse Holzkelle auf den Herd. Der Maisbrei, der daran haftete, zischte auf der heissen Platte und roch brenzlich. Das Gesicht der Köchin lief rot an. Erst als Lydia weg war und die Köchin den Schlüssel hinter ihr gedreht hatte, sagte sie, wenn das noch einmal vorkomme, rufe sie die Wache. Ich solle mich hüten.

Das war der erste ernste Verweis, den ich hier erhielt. Aber er schmerzte mich nicht besonders. Das Andere tat weher. Nur — jenes Wort, dass es heuer früh schneie, gab mir noch einmal Hoffnung — wenig nur, doch es war ein Stab, an dem ich mich halten konnte. Ja, bei Dir fiel wohl noch kein Schnee, darum schreibst Du nicht.

Ich muss Dir das sagen, obwohl ich eigentlich nicht mehr schreiben wollte, ehe Du — Ach, und nun geht es nicht. Alle meine Gedanken sind bei Dir und ich vergesse mich oft. Gestern unterliess ich es, den Waschkrug vor die Türe zu stellen — zum erstenmal, seit ich hier bin. Ich werde ein schlechtes Zeugnis bekommen, das weiss ich sicher. Doch ist mir jetzt nur noch dieses wichtig: Dass Du mir verzeihst. Ich war im letzten Brief wohl anmassend, weil ich Dich bat, mich wieder aufzunehmen. Nein, das musst Du nicht tun. Wenn Deine Liebe tot ist, sollst Du mich nicht mehr sehen müssen. Nur um Vergebung bitte ich Dich. Man sagt, Gedanken gehen über alle Berge und finden den Menschen, dem sie zgedacht sind. Ich schicke die meinen zu Dir, und Du sollst spüren, wie ich es meine. Denke auch Du wieder einmal in Güte an mich. Das wird mich trösten. Und lass es mich wissen, ob Du mir verzeihst. Nicht vergessen sollst Du. Das kannst Du so wenig, wie ich es je könnte. Aber denke ohne Hass an mich. Wir liebten uns (ich tue es, so lange ich lebe), und um dieser Liebe willen schreibe mir ein einziges Wort, ein einziges.

Ach, ich sehe, wie Dich mein Schreiben langweilt, peinlich belästigt. Aber wenn Du sehen könntest, wie ich lebe, wie arm und gänzlich verlassen ich bin — Du würdest mein inständiges Betteln erhören. Ich liege auf den Knien, während ich schreibe, das Papier auf der kleinen Bank. Ganz demütig und allen Stolzes bar liege ich vor Dir und möchte meinen Kopf an Deine Knie legen und weinen — und sagen, Du mögest mich nicht verdammen. Nur das. Und Du schweigst. Und meine Zelle wird dunkler mit jedem Tag, sie scheint enger zu werden, je mehr das Licht fehlt. Mein Ge-

ranienstößlein verliert die gelben Blätter. Durch das Fenster schleicht am Morgen grauer Nebel. Bald werde ich es nachts schliessen müssen. Dann ist der Geruch alter Spreu da, der Kübel riecht eklig, und die Geschichte aller, die vor mir in diesem Gelasse lebten, wird lebendig. Wie kann ich noch einen Winter überleben? Ich kann nicht, ich will nicht — ich — ich — Dass ich sterben könnte! Das wäre für mich das Beste. Gott würde mich aufnehmen, ich bin dessen gewiss. Bei ihm genügt die Reue. Er weiss, wie ehrlich sie ist — man braucht ihm einmal nur zu sagen, wie sehr man bedauert, das Schlechte getan zu haben. Gott — er wird meine Hoffnung sein, wenn wieder Schnee fällt und Du das eine Wort noch nicht geschrieben hast.

Du musst, wie Du Dich auch entscheidest, keine Angst um mich haben. Noch vor einem Jahre dachte ich, die Flucht in den Tod sei ein Ausweg. Du weisst sicher auch noch, wie wir es uns in der Nacht nach der Entdeckung meines Verbrechens überlegt haben, weil wir glaubten, die Schande nicht überstehen zu können. Damals waren wir wohl nur nicht mutig genug, sonst hätten wir es getan. An Gott, und dass es ihm gegenüber eine schwere Sünde sei, das Leben von sich zu werfen, dachten wir kaum. Wir konnten uns einfach nicht entschliessen, das war es. Vielleicht glaubtest Du in jener und in vielen folgenden Nächten noch an die Möglichkeit einer Rettung vor dem letzten Abgrund. Und nachher, als ich in Untersuchungshaft und später hier war, machte es Dir wohl nicht mehr so viel aus, weil Du mich aus Deinem Leben entlassen hattest. Mich hinderte der Glaube an die Ewigkeit. Lass mich darüber schweigen. Es war schwer, zu widerstehen, und ich verurteile niemanden, der unterliegt. Die Frau, die ihre Nebenbuhlerin vergiftete, weisst Du, die hat sich vorige Woche mit ihrem Nachthemd erhängt. Es sollte natürlich nicht publik werden, doch es gibt nichts, was hier geheim bleiben könnte. Aussenstehenden wird es unbegreiflich sein, aber alle, auch die kleinsten Begebenheiten gehen von Mund zu Mund, vom Männer- in den Frauentrakt und umgekehrt. Die bekannte Gauner- oder Zuchthäuslersprache ist nicht nur roh und gemein, sie ist auch ein Wunder an Erfindungsgabe. Ich verstehe sie auch zum Teil, auch die Morsezeichen von Zelle zu Zelle sind mir bekannt, wenigstens die meiner Nachbarinnen. Es gibt unzählige Systeme, weil immer zwei und zwei Zellenachbarn ihr eigenes erfinden müssen. Die meisten sind doch das erstemal hier.

Ich bin vom Thema abgekommen. Aber ich darf nun nicht wieder oben anknüpfen. Ich lege diese Zeilen mit der grossen Bitte in Deine Hände, die einmal, zu Beginn meiner Haft, die Worte schrieben: Liebe Barbara. Das wahr doch keine leere Phrase, nicht wahr? Lass mich hoffen, dass es mehr war!

Deine Barbara

Lebensweisheit in wenig Worten

Der Weise gewinnt mehr Vorteile durch seine Feinde als der Dummkopf durch seine Freunde.

Benjamin Franklin

Vermeide die Schande, aber suche nicht den Ruhm! Nichts ist so kostspielig wie er.

Sidney Smith